

Die Kreativität am Ende der Seuche

ein Essay von Stefan Bornemann

Inhaltsverzeichnis

Pest als Katalysator für das Neue	1
Shutdown als Teil des Problems	5
Das Neue am Ende des Tunnels	9
Literatur	12

Pest als Katalysator für das Neue

Im 14. Jahrhundert begann eine verheerende Pestepidemie, der schwarze Tod. Es war nicht die erste Pestepidemie, bereits in der Steinzeit lassen sich an 5000 Jahre alten Skeletten genetische Vorläufer des Pesterregers *yersinia pestis* nachweisen. Doch in weiten Teilen Europas kostete die Pandemie bis zu 40% der Bevölkerung das Leben. Doch gerade das führte zu einem Schub an Innovation. Das wird zum Glück durch moderne Medizin und das Wissen der Wissenschaftler bei der aktuellen Krise verhindert werden. Doch vielleicht können wir aus den Krisen der Vergangenheit lernen: *Was war damals der Motor der Innovation? Können wir in der Corona-Katastrophe den gleichen Mechanismus nutzen? Was müssen wir an der derzeitigen Strategie ändern, um kreativ werden zu können?*

Das Zentrum der Pest war das hygienisch katastrophale Konstantinopel. Es war eng, feucht und schmutzig. Es stank zum Himmel. So waren alle Städte in Europa – nur nicht so groß und so warm wie Konstantinopel. Deswegen stank es hier noch mehr als woanders. Von daher ist es nicht verwunderlich, dass man damals der Auffassung folgte, dass schlechte Luft, das Miasma (übler Dunst, Verunreinigung) die Pest verursache. Da wo es am meisten stank, da wurden die Leute krank. Das führte zu vielen Maßnahmen in den Städten, die zwar zunächst lediglich den Gestank bekämpften, aber dadurch manchmal auch indirekt die hygienischen Zustände verbesserten. Oft wurden aber duftende Hölzer oder Kräuter ver-

brannt: ohne Erfolg. Die Menschen trugen damals, wie heute, Tücher oder Masken vor dem Gesicht. Aus Panik flüchteten die Menschen aus den Städten und sorgten somit dafür, dass die Pest sich weiter ausbreitete. Auch diesen Effekt mussten wir bei der Corona-Seuche beobachten. In Italien schlossen im Norden die Fabriken und die infizierten Fabrikarbeiter fuhren mit den Zügen in ihre Heimat im Süden und verbreiteten dadurch ungewollt das Virus. So brachen auch im Mittelalter überall in Europa immer wieder lokale Pestepidemien aus. Bischöfe und andere Geistliche gaben Anordnungen heraus, in denen es hieß: um die Strafe Gottes abzuwenden müsse man Messen veranstalten, Almosen erteilen, Prozessionen durchführen, Fasten anordnen und einen Altargang über fünf Tage vollziehen. Solche Maßnahmen waren zur Pestbekämpfung europaweit üblich. Besonders die Messen und Prozessionen trugen stark zur Verbreitung der Pest bei. Denn angedrängt standen die Gläubigen in Buße und hoben ihre Hände, um Gott um Gnade zu bitten. Wunderbare Gelegenheiten für *pulex irritans*, den Menschenfloh, eine neue Lebensumgebung durch einen kleinen Sprung zu erkunden. Heute würde man von einem „hotspot“ sprechen. So breitete sich die Pest durch genau jene Maßnahmen aus, die sie verhindern sollten. Denn nicht bekannt war freilich, dass die Ratten das verantwortliche Bakterium in sich trugen und ihre Flöhe durch einen Stich den Pesterreger in sich aufnahmen. Starben die Ratten, dann mussten die Flöhe andere Blutspender finden – auch den Menschen. So verbreitete sich die Seuche immer weiter.

„Die Pest als Nährboden für soziale Reformen“

Erst 1498 untersagte man in Venedig beim Auftreten der Pest alle Gottesdienste, Prozessionen, Märkte und Versammlungen. Die Mutter aller *shutdowns*. Im Grunde waren das damals aber eher lockdowns, also Ausgangssperren. Mit shutdown ist ein nahezu kompletter Produktionsstillstand gemeint. Heutzutage geht das eine aber mit dem anderen einher. Häufige Brände befreiten im Mittelalter die Städte zeitweise von der Rattenplage und verhinderten für eine gewisse Zeit weitere Pestplagen. Nicht erkannt wurde, dass durch die Stadtbrände auch der Floh als Überträger der Pest verbrannte und dadurch die Seuche kurzfristig eingedämmt wurde. Man glaubte, die Pest sei ein Vorbote, gewissermaßen eine Warnung Gottes. Wenn das nicht reicht, dann würde die ganze Stadt in Flammen aufgehen – und damit, so eine damalige Hoffnung, sei das Martyrium beendet. Gott sei gewissermaßen

die Sünder bestraft und sei nun Milde gestimmt. Die Pest kehrte aber mit dem Dreck, den Ratten und den Flöhen zurück. Das hatte weitreichende gesellschaftliche Veränderungen zur Folge. Die überlebenden Menschen konnten ihre angestammten Orte verlassen und in Städte ziehen, weil dort viele Mitglieder einer Handwerksgilde, Tischler oder Sattler usw. verstorben waren. Die Städte waren attraktiv. Denn die Stadtbewohner waren keine Leibeigenen, sie konnten somit der Leibeigenschaft durch die Adligen und ihren Ländereien entfliehen. Stadtluft macht frei, hieß es damals. Das führte dazu, dass auch der Landadel, wollten sie weiterhin ihre Ländereien bewirtschaftet sehen, etwas tun musste, um ihre Bauern halten zu können. Sie verbesserten die sozialen Rahmenbedingungen. Insofern war die Pest auch der Nährboden für soziale Reformen. Die hohe Todesrate der Pest im 14. und 15. Jahrhundert sorgte also für neue Möglichkeiten, für eine größere Unabhängigkeit und diese gesellschaftliche Tragödie konnte dadurch auch zu einem Treiber der Innovation werden. Doch der Preis dafür war hoch, viel zu hoch.

„Die Krise offenbart uns die Lücken“

Das wird heute, bei der aktuellen Pandemie, zum Glück nicht geschehen. Der Mechanismus hinter der Innovation-nach-der-Katastrophe birgt jedoch auch heute Chancen: *es entstehen Lücken, die die derzeitige Struktur instabil werden lassen und durch das Neue gefüllt werden müssen.*

Bei uns sind es nicht die durch den Tod freiwerdenden Jobs, denn die erschreckend hohe Todesrate durch das Coronavirus liegt derzeit hierzulande immer noch unter der Anzahl verstorbener Menschen, die durch eine heftige Grippeepidemie entstehen. Die außergewöhnlich starke Grippewelle 2017/18 hat nach Schätzungen rund 25.100 Menschen in Deutschland das Leben gekostet. Das war allerdings auch die stärkste Grippewelle seit 30 Jahren. Die Zahlen lassen sich allerdings erst nach der Coronakrise wirklich vergleichen. Nein, die gesellschaftlichen Lücken bei der aktuellen Katastrophe werden woanders sichtbar. Es sind die plötzlich deutlich werdenden Lücken, die wir durch die Isolation erkennen, weil wir auf uns selbst zurückgeworfen werden und all die Konsumangebote nicht nutzen können. Wir erkennen nun die Dinge, die Menschen und die Kompetenzen die wirklich wichtig sind. Uns werden die sozialen Lücken bewusst, die bisher durch den immer weiter

strömenden Alltag überdeckt wurden. Uns wird klar, welche Produkte uns wirklich fehlen, was vor der Krise durch das Überangebot verdeckt wurde. Und wir erkennen schmerzhaft unsere persönlichen Lücken, nämlich die, die wir eigentlich füllen müssten, um aus uns selbst heraus zu leben und zu überleben: Für was habe ich wirklich Leidenschaft? Was kann ich wirklich? Das plötzliche Innehalten konfrontiert uns auch mit der Frage, was aus unseren Träumen und Idealen geworden ist. Wir erkennen deutlicher als zuvor, was wirklich nötig ist zum Leben. Aber auch dieser shutdown hat einen schwerwiegende Preis: die nun entstehenden langfristigen sozialen, demokratischen und ökonomischen Schäden wären möglicherweise nicht nötig gewesen. Hätten wir nicht diese Lücke im Krisenmanagement gehabt. Dazu später mehr.

Zwischenfazit: Nach Krisen hat das Neue große Chancen in die Welt zu kommen. Weil das Derzeitige am Boden liegt und die so genannten *Wächter des Feldes* verstummt sind. Die Wächter des Feldes, so der große Kreativitätsforscher Csikszentmihalyi, sind diejenigen, die in der Mitte des Feldes sitzen und das Feld dominieren (vgl. Csikszentmihalyi 1997). Und weil sie dort in der Mitte sitzen, haben sie überhaupt kein Interesse an Veränderung. Denn Veränderung führt zu einer Verschiebung des Feldes und dann sitzen sie plötzlich nicht mehr in der Mitte. Wenn sich das Feld bewegen soll, dann bitte durch ihre eigenen Ideen und mit ihnen in der Mitte. Leider funktioniert so auch unsere Förderlogik in der Wissenschaft, um ein Beispiel aus meinem eigenen Bereich zu wählen. Förderfähig sind jene Ideen, die den Ideen der dominierenden Forscher ähnlich sind und die die gleichen Forschungsmethoden verwenden, die auch die Feldwächter bevorzugen. Ideen von Querdenkern finden selten Fördergelder. Was wir benötigen wäre ein Querdenkerfaktor, z.B. 25% der Fördermittel werden durch andere Prinzipien, vielleicht sogar durch (kontrollierten) Zufall, vergeben. Der Zufall kann ein mächtiger Verbündeter der Innovation sein. Der zentrale Aspekt für die Förderung von Querdenkern ist aber jener: Querdenker sind prädestiniert dafür *Lücken* zu entdecken und sie mit eigenen Ideen zu füllen. Die derzeitige Katastrophe wird Lücken offenbaren, soziale Lücken, Lücken in der bisherigen Wahrnehmung dessen was wichtig zum Überleben ist und Lücken bei Dingen, die wir wirklich benötigen. In diesem Innovations-Sog befinden wir uns derzeit leider: dem Katalysator der Katastrophe.

Shutdown als Teil des Problems

Die Epidemiologen des Robert-Koch-Instituts und die derzeit gefragten Virologen kennen sich mit Epidemien, Pandemien und mit dem Lebenszyklus und den Möglichkeiten der Eindämmung von Viren bestens aus. Deswegen sind sie zu Zeiten der Corona-Pandemie in den Talkshows und in der medialen Berichterstattung so gefragt. Sie haben die Ausbreitung von Bakterien und Viren und die Funktionsweise von Antikörpern studiert und erforscht. Die Virologen haben in unzähligen Petrischalen unter experimentellen Bedingungen alle möglichen Wege der Ausbreitung beobachtet, Daten erhoben und Zahlen analysiert. Sie wissen: wenn in einer Petrischale sich ein Bakterium ungehindert vermehren kann, dann erfolgt ein exponentielles Wachstum, also eine freie oder ungehinderte Ausbreitung. Begriffe, die wir bisher noch nicht gehört hatten, wie der R-Faktor, erleben derzeit eine ungeheure Karriere. Das ist die sogenannte Reproduktionszahl, also der Mittelwert davon, wie viele Menschen ein infizierter Mensch ansteckt. Ist der Wert in Verbindung mit der Gesamtzahl der Infizierten hoch, dann ist das ein Anzeichen für ein exponentielles Wachstum, können wir die Ausbreitung jedoch eindämmen, dann sinkt der R-Wert. Die Virologen als Experten*innen für Viren und die Epidemiologen als Experten*innen für Epidemien sind als derzeit ungeheuer wichtig. Das bestreitet niemand.

„Petrischalenlogik führt zu kurzfristigen Effekten.“

Weil das so ist und weil in Deutschland für ein solches Wissen das Robert-Koch-Institut zuständig ist, haben die politischen Entscheidungsträger sich den Vorschlägen der Epidemiologen angeschlossen und den shutdown beschlossen. Denn nur so – durch Isolation und Quarantäne – lässt sich die Ausbreitung eines Virus in der Petrischale verhindern. Und das was für die experimentelle Situation gilt, das gilt auch für die Wirklichkeit. Denn für Viren und Bakterien stellen die Umgebung einer Petrischale und die der Menschheit keinen wesentlichen Unterschied dar. Beide sind ein Medium des Überlebens und der Verbreitung. Diese Erkenntnis geben die Expertinnen und Experten an die Entscheidungsträger weiter. Das Ergebnis: ein shutdown von alledem was unser Leben bisher ausmachte. Aber sind komplexe soziale Systeme tatsächlich mit der Logik einer Petrischale vergleichbar? Oder anders gesagt: Reicht diese Perspektive aus, um solche gesellschaftsrelevanten Entschei-

dungen zu treffen?

Es ist zu befürchten, dass die Petrischalenlogik bei unseren menschlichen sozialen Systemen nur zu kurzfristigen Effekten führen wird. In einem ersten geschockten Zustand akzeptieren wir die Einschnitte. Alle Kritiker sind verstummt. Nach und nach melden diese sich dann wieder zu Wort und viele Menschen merken, dass wir so nicht weitermachen können. Die Exitstrategie der Epidemiologen ist dabei klar: Impfstoff, Medikamente oder Herdenimmunität. Erst wenn einer dieser Faktoren gegeben ist, kann der shutdown aufgehoben werden. Die Exitstrategien und die Bedingungen für Lockerung wurden jedoch von den verantwortlichen Politikern nicht mitgeplant oder zumindest nicht offensiv kommuniziert. Das kann man als schlechtes Krisenmanagement wahrnehmen.

Das läuft in Schweden anders. Dort stehen von Anfang an die gefährdeten Gruppen im Fokus. Alle Maßnahmen zielen auf diese Personengruppe ab, Menschen mit Vorerkrankungen und alte Menschen. Hintergrund für die schwedische Handlungsrichtung sind auch Erkenntnisse des US-Flugzeugträgers "Theodore Roosevelt". Bereits im Februar 2020 hatte sich ein Matrose mit Corona infiziert. Keiner durfte das Schiff verlassen. Durch die Quarantäne des Schiffes konnte gewissermaßen unfreiwillig ein Sozialexperiment durchgeführt werden, weil dadurch die Entwicklung des Coronavirus bei einer isolierten Gruppe verfolgt werden konnte. Eine Petrischale in groß. Zwei Drittel der positiv auf das Coronavirus getesteten Seeleute auf dem Flugzeugträger zeigten keine Symptome. Die fast 5000 Besatzungsmitglieder sind allerdings auch jünger und gesünder als die durchschnittliche Bevölkerung. Trotzdem starb ein 41 jähriger Bootsmann an der Lungenkrankheit Covid-19. Denn auch Vorerkrankungen, die den Betroffenen überhaupt nicht bewusst sind, tragen Gefahren in sich. Aus der Erkenntnis solcher Erfahrungen leiten die Schweden ihre Handlungsstrategie ab: junge und gesunde Menschen sind vom Coronavirus kaum betroffen. Deswegen müssen diejenigen isoliert und geschützt werden, die älter sind oder Vorerkrankungen haben. Deswegen gab es ein Radikalschnitt mit Schließung aller Kitas und Schulen, mit Schließung aller Geschäfte und Restaurants in Schweden nicht. Die Menschen in Schweden mussten eben nicht zu Hause bleiben, weil sie Kinder zu betreuen haben, sondern das Leben ging in den meisten Bereichen weiter – nur mit Abstand. Im Unterschied zu Groß-

britannien, Russland oder den USA haben die Schweden die Gefahr durch Corona nicht negiert, sondern sofortige Maßnahmen ergriffen, mit Augenmaß und auf die Zielgruppen zugeschnitten. Der Staat setzt auf die Einsicht seiner Bürger. Die Verantwortlichen erhoffen sich einen Effekt, den wir aus der Pädagogik kennen: verstärke das Gelingende (z.B. durch Lob und Belohnung).

Die Infektionskurve in Schweden unterscheidet sich nicht wesentlich von der in anderen Ländern. Doch die Zahl der Toten mit Covid-19 ist in Schweden gemessen an der Bevölkerung bis dato drei Mal höher als in Deutschland. Das liegt daran, dass die gefährdeten Gruppen zwar isoliert wurden, das Virus jedoch schnell in die Altersheime vorgedrungen war. Schneller als man in Schweden reagieren konnte. Trotz dieses Rückschlages wird das Alltagsleben in Schweden zwar gedrosselt, aber es geht weiter. Im Rest Europas sind dagegen alle Bevölkerungsgruppen den Maßnahmen ausgesetzt, ob jung, ob alt, ob krank oder nicht. Die Folgen dieses Radikalschnitts sind derzeit, mitten in der Katastrophe, bereits kaum zu übersehen:

- verschobene Operationen, mit einer Dunkelziffer von womöglich auch tödlichen Folgen
- Entwicklungsverzögerungen, die besonders für Kleinkinder gravierend sein könnten, denen in prägenden Entwicklungsphasen Ängste und Sozialphobien vermittelt werden
- soziologische Folgen, mit einer kritischen Fokussierung auf die „alte Generation“, „wegen denen wir das alles machen mussten“ ...
- eingeschränkte Freiheitsrechte – viele haben ohnehin Angst vor Freiheit und sind froh, „dass jetzt alle zusammenrücken“. Die Folgen der Aufweichung von Freiheitsrechten bereitet aber den Boden für radikale oder extreme politische Positionen und lässt uns eine Richtschnur gesellschaftlichen Miteinanders verlieren
- die ökonomischen Folgen zeichnen sich bereits jetzt ab: sie sind epochal. Die wirtschaftlichen Folgen werden Millionen Menschen in die Arbeitslosigkeit treiben und wir werden noch jahrelang soziale Einschnitte mit der Argumentation hinnehmen müssen, „es ginge ja nicht anders, wegen der Folgen von Corona“
- von den psychologischen Folgen in Form von Einsamkeit, Depression und Sozial- und Angstphobien könnten sich die Menschen mittelfristig durch medizinische Therapien wieder erholen

Das Corona-Virus ist eine Gefahr für das Leben. Die Corona-Maßnahmen sind eine Gefahr für die Demokratie und die Freiheitsrechte. Verschweigen wir nicht die durchaus positiven Entwicklungen:

- ökologische Erholung und die Erkenntnis, dass der Klimawandel einzudämmen ist, wenn wir Klimaanpassungsmaßnahmen ergreifen würden
- Aufbau und Nutzung einer funktionierenden Medien-Infrastruktur zum Austausch mit digitalen Medien: das hat weniger Reisen und weniger Zeitverlust zur Folge
- Erkenntnis, was man alles schaffen kann, wenn die Arbeit einem nicht die Zeit dafür raubt
- Erweiterung des Lernens durch Blended Learning (derzeit findet nur einseitiges Lernen über virtuelle Kommunikationsinstrumente statt, das ist bildungstechnisch eine Katastrophe. Aber nach dem shutdown können digitale und vernetzte Plattformen kultiviert werden, die ein Wechsel von präsenten und virtuellen Lernen ermöglichen – also ein Wechsel von synchron und asynchron – das ist eine Chance
- Möglicherweise (wird derzeit diskutiert: Mai 2020) staatliche Vorgaben oder Reize für eine ökologisch geprägte Mobilität
- Die Erkenntnis, dass „Geben“ auch erfüllend sein kann und dem Geber selbst glücklich macht

Der zentrale Unterschied zu Schweden ist aber: unser Radikalschnitt kann nur kurzfristig durchgesetzt werden, dann erfolgt eine Freiheitsexplosion, der möglicherweise wiederum Einschnitte folgen, weil die Infektionszahlen wieder nach oben gehen. Die moderate und sich der jeweiligen Situation anpassende schwedische Strategie kann dagegen langfristig durchgesetzt werden, weil die Menschen nur eingeschränkte Freiheitsverluste erdulden müssen und die persönliche Freiheit nicht nahezu komplett beschnitten wird. Das wird langfristig für die Schweden in den oben benannten Bereichen Vorteile bringen. Die Grundhaltung der schwedischen Verantwortlichen ist Selbstverantwortung und Selbstbestimmung der schwedischen Bevölkerung. Sie nehmen gewissermaßen eine humanistische Grundhaltung ein: sie glauben an den Willen und das Können der Menschen. Dieser Humanismus scheint in Deutschland irgendwann auf der Strecke geblieben zu sein. Hierzulande glaubt man offensichtlich nicht mehr an vernünftiges Handeln der Menschen – oder man vertraut der Vernunft nicht, sondern zieht Strafmaßnahmen vor.

„Mehr Heterogenität wagen!“

Aus meiner Perspektive lag ein zentraler Fehler der Regierenden darin, dass sie nur einseitig den Empfehlungen der Virologen gefolgt sind, statt von Anfang an eine interdisziplinäre Perspektive einzunehmen. Es ist anzunehmen, dass einer der führenden Virologen, Christian Drosten, Direktor des Instituts für Virologie an der Charité Berlin, das ähnlich sieht. Denn in zahlreichen Interviews fordert er eine stärkere Präsenz von Experten*innen

anderer Fachrichtungen ein. Recht hat er. Wie konnte es sein, dass nach Jahren intensiver Forschung im Bereich Bevölkerungsschutz und Risikomanagement nicht klar war, dass in Krisenzeiten (z.B. Krieg, Kometeneinschlag, Pandemie, Umweltkatastrophe) ein Multikompetenzteam benötigt wird, dass die Entscheider bei ihren Entscheidungen multiperspektivisch berät? Wir haben einen Rat der Wirtschaftsweisen, einen Ethik-Rat und weitere zahlreiche Expertengremien. Warum ist nicht ein Krisenmechanismus in Gang gesetzt worden, als das Virus ausbrach? Als Humanist sehe ich vor allem das Gute im Menschen und würde womöglich blauäugig in den Untergang stapfen. Die Virologen sehen dagegen insbesondere die Petrischale. Die Ökonomen sehen nur Zahlen und die Psychologen betrachten vor allem die Motivationen und Kognitionen des Menschen. Wir brauchen jedoch *alle* Perspektiven, um eine vernünftige Entscheidung zu treffen. Ein solches Team hätte in ruhigen Zeiten schon längst identifiziert, benannt und ein Maßnahmenkatalog für deren Wirken erstellt werden müssen. Stattdessen hat in der aktuellen Katastrophe ausschließlich das Robert-Koch-Institut die Marschroute vorgegeben. Die haben ihren Job gut gemacht, aber die politisch Verantwortlichen haben sich hinter den Wissenschaftlern des Instituts versteckt. Ein multiprofessionelles Team hätte hier weitsichtiger beraten können. Der Fehler liegt also nicht bei den Wissenschaftlern des Robert-Koch-Instituts, sondern im Krisenmanagement der Regierungsverantwortlichen.

Was ist die Quintessenz daraus? Mehr Heterogenität wagen! Durch Multiperspektivität, oder wie es der Kreativitätsforscher Olaf-Axel Burow ausdrückt „Ich bin gut, wir sind besser“ (vgl. Burow 2015), können die politisch Verantwortlichen ihren schweren und kaum zu beneidenden Job machen: nachhaltige Strategien entwickeln und umsichtige Entscheidungen treffen.

Das Neue am Ende des Tunnels

Bereits einer der ersten Kreativitätsforscher der Welt, Alphonse de Candolle, ein schweizer Botaniker, untersuchte in der zweiten Hälfte des 19. Jh. mit besonderem Interesse die Umweltfaktoren, die die Kreativität „zum Blühen“ bringen (vgl. Bornemann 2012). De Candolle analysierte die Bedingungen, die dazu führen, dass sich herausragende Wissenschaftler entwickeln können. Als Botaniker und Genetiker untersuchte er die Ursachen, die aufgrund

der sozialen Stellung, des politischen Umfeldes, der Religion, der öffentlichen Meinung und der wissenschaftlichen Gesellschaften Kreativität beeinflussten. Seine Untersuchung der Umgebungsfaktoren kommt zu dem Schluss, dass überlieferte Denktraditionen, gesellschaftliche Sicherheit und der Zugang zu Informationen (Einwanderung aufgeklärter Familien, Vereinigung von Ländern, freie Veröffentlichung von Gedanken) als förderliche Attribute schöpferischen Handelns herauszustellen sind. Er identifizierte im einzelnen die folgenden kreativitätsfördernden Umweltfaktoren: (1) Zugang zu Bildung, (2) stabile gesellschaftliche Verhältnisse, (3) die Gewährleistung kommunikativer Infrastruktur und (4) eine nicht autoritäre Religion. Zudem sieht de Candolle einen weiteren förderlichen Umstand darin, „daß jeder Mensch sicher ist, tun zu können, was er für gut hält, vorausgesetzt, daß er damit anderen nicht schadet“ (Candolle 1911, S. 369). Alphonse de Candolle, der Botaniker aus Genf, stellt die Freiheit des Denkens und Handelns als eine entscheidende strukturelle Bedingung für das menschliche Schöpfertum heraus. Und er verbindet die Freiheit mit dem Zugang zu Wissen, sicheren gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sowie der Möglichkeit des sozialen Austauschs und der Freiheit des Denkens.

„Bedingungen für kreatives Handeln schleunigst wieder herstellen“

Projizieren wir die Erkenntnisse von Alphonse de Candolle auf die Corona-Krise, so wird klar, dass wir in und nach der Katastrophe die unterschiedlichsten Meinungen hören und diskutieren müssen, dass wir Gelegenheit benötigen, um uns auszutauschen und dass wir gesellschaftliche Rahmenbedingungen verlangen, die verlässlich sind. Diese Bedingungen für kreatives Handeln und für die Chance, Wege aus der Krise zu finden, müssen wir schleunigst wieder herstellen.

Nähe, Inspiration, Widerspruch, Ergänzung, Kooperation und Kollaboration sind Mechanismen der Kreativität. Die Energie staut sich derzeit auf. Die Kraft, die hinter dem Willen zu Veränderung steht, die also hinter der Kreativität als Phänomen steht ist:

- (1) aus Chaos Ordnung schaffen zu wollen und
- (2) den jetzigen Zustand verbessern zu wollen (vgl. Bornemann 2020).

Am Ende des Tunnels der Corona-Maßnahmen lassen sich bereits zahlreiche Chancen

schemenhaft erkennen. Der shutdown reißt Lücken oder macht bestehende Lücken transparent. Lücken, die nur darauf warten mit dem Neuen gefüllt zu werden:

(1) Freiheit als Gut

Wir finden eine neue Orientierung am Freiheitsbegriff, durch das, was uns während des shutdowns am meisten gefehlt hat. Freiheit nutzen und bewahren, wird zum Zukunftstrend.

(2) Kooperation als Bedürfnis

Eine Zusammenarbeit mit anderen wird wieder ein Erlebnis. Nachhaltig hält dieses Gefühl an, wenn wir abwechselnde Formen der Kooperation kultivieren. Die neuen Medien und die Digitalisierung werden dabei zentral sein. Aber auch die direkte Kooperation wird eine Aufwertung erfahren. Jede Zeitverschwendung schlechter Meetings wird eliminiert.

(3) Reduktion als moderne Strömung

Wir haben erkannt, dass es auch mit weniger geht und wir wertschätzen das was nun wieder möglich ist. Ein Effekt könnte sein: wir analysieren Dinge auf den Kerngehalt ihrer Funktionalität. Kitsch, Konsumprodukte und Überflüssiges verlieren an Interesse, home-office und das Tun sinnvoller Dinge wird zum Bedürfnis. Die Anzahl an Halbtagsjobs steigt noch mehr und das bedingungslose Grundeinkommen wird gesellschaftsfähig.

(4) Globalität & Lokalität in Balance

Durch die Krise wurde mehr als deutlich, dass Globalisierung eine nicht mehr zurückzudrehende Realität ist. Wir sind EINE Welt, die rückwärtsgewandten Vorstellungen der Nationalpopulisten laufen ins Leere. Es wurde aber auch deutlich, dass wir selbst auf lokaler Ebene die Produzenten der lebenswichtigen Dinge sein müssen. Der Slogan „Think globally, act locally“ wird zu neuen Lösungen führen.

(5) Nachhaltigkeit als Verantwortungsübernahme

Die Zerbrechlichkeit der Wirtschaft führt zum Bewusstwerden der Zerbrechlichkeit der Umwelt. Allen ist klar: wir sind auch in der westlichen Welt nicht vor globalen Krisen und Katastrophen geschützt. Alles was wir tun, muss nachhaltig sein. Nachhaltig im Sinne von nachhaltiger Umwelt, nachhaltiger sozialer Gemeinschaft und nachhaltiger ökonomischer Strukturen. Der Boden für neue Nachhaltigkeitsmaßnahmen ist bereit und trifft auf allgemeine Akzeptanz.

Der homo sapiens sapiens verdrängte andere Menschen und andere Tiere, weil er Dinge verbessern wollte. Er besetzt die evolutionäre Nische des Neuen. Wir sind die einzigen Tiere, die zu Innovationen fähig sind. Das macht Hoffnung!

Literatur

- Bornemann, St.** (2020): Kreatives Kapital – oder aus welchem Stoff Innovationen sind. Berlin: neobooks.
- Bornemann, St.** (2012): Kooperation und Kollaboration. Das Kreative Feld als Weg zu innovativer Teamarbeit. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Burow, O.A.** (2015): Team-Flow. Gemeinsam wachsen im Kreativen Feld. Weinheim: Beltz.
- Candolle, A. de** (1911): Zur Geschichte der Wissenschaft und der Gelehrten. In: W. Ostwald (Hg.): Grosse Männer. Studien zur Biologie des Genies, 1922. Leipzig: Akademische Verlagsgesellschaft. (Originalausgabe de Candolle: 1873).
- Csikszentmihalyi, M.** (1997): Kreativität. Wie Sie das Unmögliche schaffen und Ihre Grenzen überwinden. Stuttgart: Clett-Cotta.